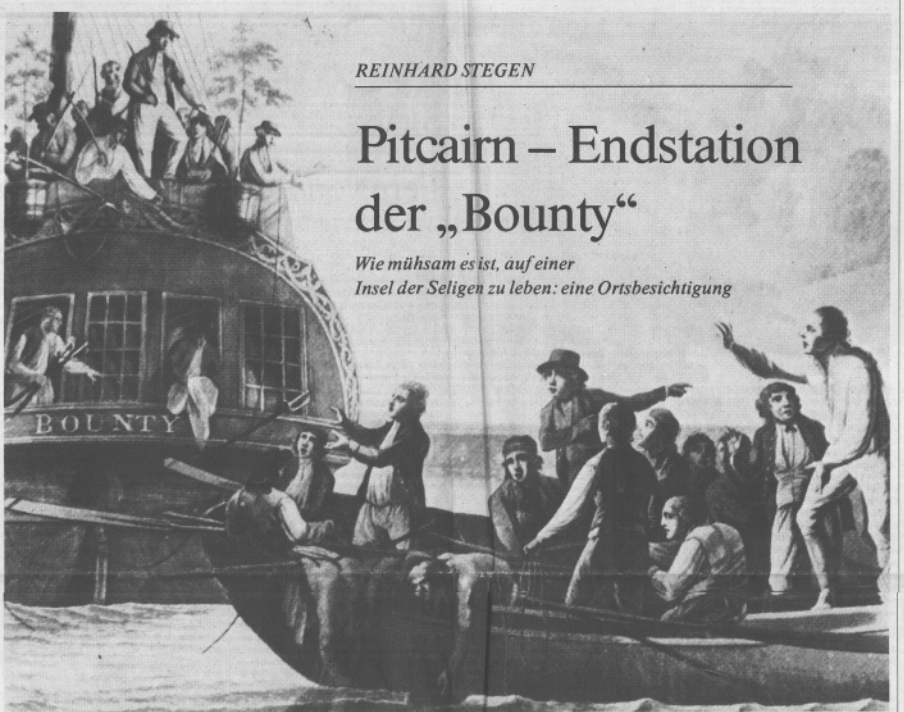
*REINHARD STEGEN*

# Pitcairn – Endstation der „Bounty"

***Wie mühsam es ist, auf einer Insel der Seligen zu leben: eine Ortsbesichtigung***




VERLOCKT *von einem irdischen Paradies: die Meuterer haben die Bounty in Besitz genommen und Captain Bligh und dessen Getreue ausgesetzt.* Bild: SZ-Archiv

Das Meer gilt nicht allein als Ursprung des Lebens, es ist überdies seit alters her ein mythengebärender Ort. Was sich in der undurchdringlichen Stille des Ozeans an menschlichen Dramen zutrug, erregt die Gemüter bis auf den heutigen Tag. Und so mußten wir uns nicht über die gespannte Erwartung wundern, die sich auf uns, ein dreiköpfiges Film-Team aus München, legte, als wir uns in Auckland (Neuseeland) einschifften, um einer dieser Geschichten aus Dichtung und Wahrheit, die zwischen zwei Buchdeckeln längst literarische Gestalt angenommen haben, auf den Grund zu gehen: der „Meuterei auf der Bounty".

Dabei stand am Anfang der Auseinandersetzung mit dem Thema die gelinde Verwunderung darüber, warum diese in der Publikumsgunst offenbar nicht totzukriegende Story von der Traumfabrik Hollywood in den achtziger Jahren noch einmal neu verfilmt wurde. Von vornherein bestand das zeitlos „Unerhörte" der „Begebenheit" (Goethe; 1827 zur Novelle), das Autoren und Publikum gleichermaßen in seinen Bann zog? Reproduzierten nicht gerade die Bounty-Drehbücher das amerikanisch-schlichte Schwarz-Weiß-Klischee vom Kampf des Guten gegen das Böse, wie es der Kinozuschauer vor der Kulisse des „Wilden Westens" unzählige Male erlebt hatte? Und selbst der Pflichtenkodex an Bord eines Kriegsschiffs, der eine Rollenverteilung jenseits von Gut und Böse festschrieb, war keine neue dramaturgische Konstellation. Im Mittelpunkt stand der ewig gleiche Konflikt, den die amerikanischen Drehbuchautoren als Essenz aus der Romanvorlage von Charles B. Nordhoff und James N. Hall herausgefiltert haben.

Eine abgestandene, abgeschmackte Geschichte also inzwischen? Ganz in diesem Sinne war ich nahe daran, nach der zunächst empfundenen Verwunderung über das neuerlich bemühte Zuschauerinteresse zur Tagesordnung uns näher liegender Stoffe überzugehen. Da stieß ich auf eine Zeitungsnotiz über die Insel Pitcairn, die den authentischen Schlußpunkt der historischen „Meuterei auf der Bounty" markiert.

Pitcairn, der unverrückbare Fels im Meer mit dem zunächst unerklärlichen, rätselhaften Namen, hat, einem Wahrzeichen gleich, eine überaus wechselvolle Geschichte stumm überdauert: Er symbolisiert den wahren, realen Kern allen Fabulierens um das beispielgebende Aufbegehren gegen das Schiffskommando der Bounty, die den besagten Felsen erst Monate später, am 23. Januar 1790, zu Gesicht bekamen. Pitcairn schien wie geschaffen als Schlupfwinkel, als Versteck für die durch ihre Tat geächteten, für die wohl berühmtesten Meuterer aller Zeiten, und die Insel ist es für ihre Kinder und Enkel geblieben bis in unsere Gegenwart. Was meine Recherchen über die Insel und die historischen Hintergründe im ersten Anlauf an den Tag förderten, erschien mir als ungleich spannender und anrührender als die Läuterungsparabel nach bewährtem Muster, wie es die Spielfilme zugrunde legten.

Ohne mir dessen bewußt zu sein, hatte die Reise bereits unmerklich von mir Besitz ergriffen, eine Reise, die mich zunächst allerdings nur in die Welt der Archive und Bibliotheken führte. Was sich vor meinen Augen entfaltete, waren nicht nur historische Fakten, sondern das war vor allem ein höchst anregender bis skurriler Diskurs über die vermutlich glaubwürdigste Variante der legendenumrankten Meuterei.

★

Zu Beginn meiner Reise sah ich mich in das England des ausgehenden 18. Jahrhunderts versetzt, als König George III. regierte: Der berühmte Kapitän James Cook war gerade von seiner ersten Weltumseglung zurückgekehrt, die er im Auftrag der Krone unternommen hatte mit dem Ziel, das sagenumwobene Südland, „Terra Australis Incognita", zu finden und zu erforschen. Cook war es gelungen, bis an die australische Ostküste vorzustoßen, ihrem Verlauf zu folgen und diesen auf bis dahin unvorstellbar exakte Weise zu kartieren. Auf seiner Suche nach einem vermeintlich noch größeren Land war er schließlich bis in antarktische Gewässer vorgedrungen, ohne allerdings fündig werden zu können.

Im damals vergleichsweise liberalen England beschäftigte die Zeitgenossen vor allem der Teil von Cooks Bericht, der Tahiti gewidmet war: Einzelheiten über das ganzjährig milde Klima, die freundlichen und anmutigen Menschen und ihre sexuelle Freizügigkeit beflügelten Wunschbilder und waren dazu angetan, Tahiti und die restliche Südsee-Inselwelt zu einer Phantasmagorie des Glücks zu verklären. Die Welle der Begeisterung fand gar in merkwürdigen Mode-Trends Niederschlag. So wurden in Londoner Salons, den „Anleitungen" in Cooks Bericht folgend, orgiastische Venus-Feste zelebriert.

Solche Rituale blieben selbstverständlich exklusiven Zirkeln der Noblesse vorbehalten, während sich besonders kräftige Männer aus dem einfachen Volk fürchten mußten, für eine der nächsten Entdeckungsfahrten – Abenteuer mit sehr ungewissem Ausgang, um nicht zu sagen Himmelfahrtkommandos – zwangsrekrutiert zu werden. Das wirft ein bezeichnendes Licht auf Verfassung und Stimmungslage der Bounty-Besatzung.

★

An dieser Stelle bleibt einzufügen, daß sich im Gefolge Kapitän Cooks ein verdienter Mann befand, der sich damals eines vorzüglichen Ansehens erfreute, bevor er einen ungleich höheren, ungewollten Bekanntheitsgrad erlangen sollte. Er war Erster Offizier und rechte Hand Cooks und einer der besten Nautiker seiner Zeit. Vieles von Cooks Kartenpräzision ist wohl ihm zuzuschreiben. Darüber hinaus hatte er Führungsqualitäten bewiesen. Als Cook im Verlauf der letzten Weltumseglung von Eingeborenen auf Hawaii getötet worden war, übernahm er als nachgeordneter Offizier das Kommando und führte Schiffe und Besatzungen sicher nach England zurück. Sein Name: William Bligh, später Kapitän der Bounty, der es als literarisches Surrogat der historischen Figur zu äußerst fragwürdigem Ruhm brachte. Warum Bligh nach der Meuterei auf der Bounty und seiner Rückkehr nach England in der öffentlichen Meinung so schlecht wegkam, ist wohl nicht zuletzt auf den Zeitgeist einer revolutionären Epoche zurückzuführen, konkret aber auf eine gezielte Diffamierungskampagne, die Edward Christian anzettelte, der Bruder Fletcher Christians und Rechtsprofessor an der Universität Cambridge. Blighs Versuch, sich mit der Veröffentlichung des Logbuchs der Bounty und einer Gegendarstellung zu rechtfertigen, kam zu spät. Die Sympathien des „kleinen Mannes" waren längst einseitig an Fletcher Christian vergeben. So stellt sich der historische Sachverhalt – zumindest mit hoher Wahrscheinlichkeit – dar.

Auf Grund des erworbenen Vertrauens, das er genoß, erhielt Bligh 1787 von der britischen Admiralität, die im Interesse englischer Pflanzer handelte, den Auftrag, Brotfrucht-Stecklinge von Tahiti zu den britischen Besitzungen in der Karibik zu transportieren, damit sie dort angepflanzt würden. Der anspruchslose Brotfruchtbaum sollte die kostengünstige Nahrungsgrundlage für die auf den Plantagen beschäftigten Sklaven sicherstellen.

Nicht erst in neuerer Zeit wurden Zweifel an der zutreffenden Charakterisierung der Hauptkontrahenten des Dramas im Südpazifik geäußert: War Kapitän Bligh tatsächlich der menschenverachtende, zynische Kommandant des Unternehmens, der die weltweit bekannte Reaktion des jungen, stürmischen, aber edelmütigen Fletcher Christian geradezu herausforderte? Oder tauchen die historischen Quellen die Meuterei auf der Bounty nicht doch in ein ganz anderes Licht?

Beim genauen Hinsehen keimen zwischen den nur bruchstückhaft gesicherten historischen Fakten imaginäre Bilder vom mutmaßlichen Verlauf der Ereignisse vor 200 Jahren auf: Als die Bounty an einem naßkalten Tag Ende 1787 den Hafen von Spithead bei Portsmouth in England unter Segeln verläßt, liegen nicht nur mehr als 27 000 Seemeilen vor ihr, sondern auch die mehr als ungewisse Aussicht auf eine wohlbehaltene Heimkehr. Bligh hatte Order, Kap Hoorn westwärts mit Ziel Tahiti zu umsegeln. Und hier, an der berüchtigten Südspitze des amerikanischen Kontinents, droht das Vorhaben bereits zu scheitern. Wochenlang hadern Bligh und seine Mannschaft am Kap mit den Naturgewalten. Schließlich kapituliert er vor dem Wind, der ihm ständig ins Gesicht bläst und läßt die Bounty auf Gegenkurs bringen. Die Umrundung des Kaps der Guten Hoffnung gelingt, so daß die Besatzung endlich am 26. Oktober 1788 in der Lagune von Matavai vor Tahiti den Anker werfen kann – zu spät allerdings im Jahreszyklus, um unmittelbar mit der Ausführung ihres Auftrags beginnen zu können.

Die Wochen und Monate des Wartens an einem derart exotischen Ort lassen bei der Mannschaft dennoch keine Langeweile aufkommen. Im Gegenteil: Man genießt das unbeschwerte Leben in vollen Zügen als Entschädigung für die vorausgegangenen Entbehrungen auf See. Dem einfachen Matrosen mußten die äußeren Umstände des Zwangsaufenthalts als irdisches Paradies, als wahrgewordener Südseetraum erscheinen. Das allzeit milde Klima, die üppige tropische Vegetation mit wohlschmeckenden, nie gekannten Früchten, die ohne menschliches Zutun gedeihen. Mehr als all das sorgten die überaus gastfreundlichen Eingeborenen für das Wohlbefinden der Engländer. Nicht genug, daß sie die Fremden verpflegten, sie bei ihrem Vorhaben unterstützten und sie beschenkten. Ihre Großzügigkeit machte nicht einmal vor den eigenen Frauen und Töchtern halt, die sie den Engländern als Liebesdienerinnen und Lebensgefährtinnen anboten.

Was mußte in dieser Lage der Gedanke an die unvermeidliche Rückkehr nach England in den schlichten Seemannsgemütern bewirken, bei Leuten, die vielleicht nicht einmal ganz freiwillig mit auf die Reise gegangen waren? Zunächst wurde die Gewißheit des vorbestimmten Abschieds wohl verdrängt – aber dann? Am 6. Februar 1789, zwei Monate bevor die Bounty die Anker lichten sollte, entdeckte Bligh, daß jemand versucht hatte, das Ankertau der Bounty gerade unterhalb der Wasserlinie zu kappen. Zunächst verdächtigte Bligh die Eingeborenen, dann jedoch kamen ihm Zweifel, ob es nicht seine eigenen Leute gewesen sein könnten.

Am 28. April 1789 gerinnen Blighs Befürchtungen zur für ihn fatalen Gewißheit, als Fletcher Christian und die Mitverschwörer nachts seine Kajütentür aufstoßen, ihn fesseln und das Kommando über die Bounty an sich reißen. Kapitän Bligh erwarteten sie Prozeß und Galgen. Am 23. Januar 1790 sichteten Fletcher Christian und seine Gefährten fernab jeder anderen menschlichen Ansiedlung einen Felsklotz im Meer, der sich, einem Berggipfel gleich, aus diesem zu erheben schien. Es war die damals unbewohnte Insel Pitcairn – 1787 bereits war sie von Kapitän Philip Carteret entdeckt, allerdings um 200 Meilen falsch in die damaligen Karten eingezeichnet worden. John Pitcairn hieß der Matrose, der sie vom Ausguck als erster erspähte hatte. Betreten hatte von Carterets Leuten niemand das Eiland, da die dort berüchtigte Brandung keine Landung zugelassen hatte. Die Meuterer waren nun die ersten – so schien es –, und sie fanden zu ihrer Freude, daß die nur viereinhalb Quadratkilometer große Insel tatsächlich unbewohnt war und reichlich Süßwasserquellen besaß.

Die Meuterer schienen nach Zeiten grober Angst und tiefer Entmutigung wieder vom Glück begünstigt zu sein: War ihnen doch gelungen, um was sie mancher „Aussteiger" von heute beneiden würde. Das Versteck versprach Geborgenheit vor der Welt, wie sie sich in Europa entwickelt hatte. Doch die Freude über das neu errungene Paradies verflog nur zu bald. War es der Fluch der bösen Tat, der die Verfemten nicht zur Ruhe kommen ließ, oder lag es an der Insel selbst, die kaum mehr bot als Voraussetzungen zum Überleben? Kurze Zeit, nachdem die Bounty, das letzte Indiz der gemeinsamen verbrecherischen Tat, verbrannt worden war, stürzte eine der Meuterer-Frauen bei der Vogeleiersuche von einer Klippe in den Tod. Der Witwer, der nicht gedachte, sein Leben fortan in Trauer und Entsagung zu verbringen, forderte kurzerhand von einem der mit hierhergebrachten tahitianischen Diener, ihm seine Gefährtin zu überlassen. Dies löste eine längst schwelende, blutige Auseinandersetzung aus, die sich auch an der ungerechten Landverteilung entzündet hatte, welche die polynesischen „Underdogs" unberücksichtigt ließ. Alkohol spielte zusätzlich eine verhängnisvolle Rolle im Verlauf der immer wieder aufbrechenden Streitigkeiten.

Die Unfähigkeit zum friedlichen Zusammenleben im ersehnten Inselparadies konnte in wenigen Jahren alle Männer das Leben, bis auf einen: Alexander Smith. Er überlebte schwerverletzt und nannte sich zur Tarnung vor vielleicht doch noch auftauchenden britischen Verfolgern von nun an John Adams. Unter dem Eindruck der voraufgegangenen unrühmlichen Ereignisse entwickelte er sich zu einem nachdenklichen, frommen Menschen. Und so wurde er zum Vorbild und geistigen Führer. Zehn Jahre lang lebte er als einziger Mann mit zehn Frauen, mit den Witwen und Waisen der Bounty-Meuterer. Erst 1807 wurde der Schlupfwinkel der Meuterer von der Besatzung des amerikanischen Seglers *Topaz* entdeckt. Für den einzigen Überlebenden der Meuterer erließ die britische Krone eine Amnestie.

★

Zweihundert Jahre nach der Gründung der kleinen Ansiedlung hat sich auch auf der Meutererinsel vieles geändert: Pitcairn ist so isoliert wie kaum ein anderer Punkt des Globus, und das beruht, so widersinnig es klingen mag, auf dem technischen Fortschritt in aller Welt, der selbst vor ihren entlegensten Winkeln nicht haltmacht. War die Insel in den vierziger und fünfziger Jahren immerhin in großen, aber regelmäßig zeitlichen Abständen auf einigen Routen im Pazifik Haltepunkt der Passagierschiffahrt, so ist sie seit den letzten dreißig Jahren von allen regulären Verkehrsverbindungen abgeschnitten, und das, obwohl Container-Schiffe Pitcairn nicht selten nur knapp außer Sichtweite passieren. Allerdings läßt der Termindruck auf dem Weg zum Panamakanal einen Halt und den damit verbundenen Zeitverlust von annähernd einem halben Tag nicht zu – es sei denn, ein Notfall legitimiere einen solchen Zwischenstop.

Unerreichbar ist Pitcairn auch auf dem Luftweg, da das Eiland mit einer Ausdehnung von nur drei Kilometern Länge und zwei Kilometern Breite zu klein für eine Landepiste ist, ohne daß die Infrastruktur und der gesamte Charakter zerstört würden. Hubschrauber dagegen besitzen nicht die erforderliche Reichweite zum nächstentfernten Stützpunkt. Die Insel bietet beim ersten Augenschein alles, was die gerade in unseren Tagen nicht selten wieder beschworenen bescheidenen Voraussetzung eines Paradieses ausmachen: subtropische Vegetation mit Kokospalmen, Apfelsinenbäumen, Bananenstauden, wilden Bohnen, Taropflanzen, süßen Kartoffeln, Papayas, und selbst der Beweggrund des Bounty-Unternehmens fehlt nicht: der Brotfruchtbaum. Bis die Besatzung der *Topaz* die „Meutererbrut" 1807 aufspürte, lebten die Pitcairner tatsächlich autark, immerhin fast zwanzig Jahre lang. Es fehlte also offenbar an nichts zum Leben. Ob sich das von Aussteigewilligen in eine solche Existenz projizierte Glücksgefühl allerdings einstellte, ist mehr als fraglich.

Die Begrenztheit der selbstgewählten und verschuldeten kleinen Welt erzeugte ein Vakuum, einen Sog, der von der unvergleichlich größeren, nun unerreichbaren Außenwelt ausging. Diese Unbekannte nährte insgeheim den wachsenden Wunsch auszubrechen – welche Parallele zum „Abreißen von Brücken" vordem, das der Landung auf Pitcairn vorausging! Das rückwärtsgewandte Verlangen der Meuterernachkommen glich dem der Väter – mit Ausnahme des Ziels. Aufbruchstimmung ging wiederholt mit uneingestandener Heimatverbundenheit. Der mehrmals versuchte Exodus von Pitcairn endete immer wieder mit der Rückkehr auf das Eiland, mit dem sie eine Haßliebe verband. Einzig die Übersiedlung zunächst des ganzen Inselvolks auf die ehemals britische Sträflingsinsel Norfolk Island (800 Kilometer vor der Ostküste Australiens) im Jahre 1856 war von Dauer. Immerhin wurde die eine Hälfte der Meuterernachfahren hier tatsächlich seßhaft bis auf den heutigen Tag, während die übrigen auch von dieser klimatisch sehr ähnlichen Insel nach nur zwei Jahren die Heimreise nach Pitcairn antraten.

Pitcairn heute, das sind nur mehr knapp 50 Seelen. In den besten Zeiten, zuletzt 1932, waren es um die 200 Menschen. Mit der wachsenden Isolation in den sechziger Jahren und den scheinbaren Verlockungen der Außenwelt (namentlich Neuseelands) setzte die Abwanderung ein; das Schicksal des „Meuterer-Paradieses" schien bereits mittelfristig besiegelt zu sein: Pitcairn würde wieder menschenleer sein, wie vor der Ankunft der Bounty. So unvorhersehbar der Auszug aus dem Paradies begann, so unerklärlich kam er in jüngster Vergangenheit zum Stillstand: Abtrünnige von einst kommen zurück, so der 32jährige Dave Browne. Er lebte elf Jahre – wie er sagte: zufrieden – in Neuseeland, bis ihm die dort steigende Arbeitslosigkeit und die überhandnehmenden wirtschaftlichen Zwänge den Abschied von der „Zivilisation" leichtmachten. Eine denkwürdige Dialektik und Ambivalenz offenbart sich hier: Das, was Dave aus Neuseeland vertrieben hat, macht das Leben auf Pitcairn erträglicher (lebenswerter?) – der technische Fortschritt.

Er ist trotz aller Abgeschiedenheit unübersehbar auf Pitcairn: Da ist die Funkstation, 300 Meter hoch, unweit des höchsten Punktes der Insel gelegen. Sie garantiert den einzigen regelmäßigen Kontakt zur Außenwelt und bedeutet in einem Notfall *den* Lebensnerv. Oder der Generator. Er versorgt die kleine Gemeinde mehrere Stunden am Tag mit Strom. Vorrangig dient die Elektrizität zur Speisung der längst auch auf Pitcairn eingeführten Kühlschränke, in denen die Insulaner Nahrungsmittel für den eigenen Bedarf, vor allem aber die meist reichliche Ausbeute ihrer Fischzüge aufbewahren können, die neben holzgeschnitzten Souvenirs auf den nicht selten unverhofft anhaltenden Schiffen zum Verkauf angeboten wird. Sogar eine Planierraupe nennen die Pitcairner ihr eigen, für den Fremden, der romantische Vorstellungen von völliger Isolation und unversehrter Rückständigkeit kultiviert, geradezu eine Blasphemie. Von Steve Christian, der in Neuseeland eine Ausbildung als Mechaniker gemacht hat, muß der Besucher sich jedoch belehren lassen, daß solche Errungenschaften der Neuzeit beinahe lebensnotwendig sind. Denn zu bedenken sei immerhin, so Steve, daß sich unter den 50 Bewohnern der Insel nur noch zehn voll arbeitsfähige Männer befinden, und sie haben die Aufgabe, ein doch viereinhalb Quadratkilometer großes, zum Teil unwegsames Areal zu bewirtschaften – auch mit technischem Gerät keine leichte Aufgabe.

★

Mannigfach sind, genau besehen, die Abhängigkeiten von der „zivilisierten Welt". Was der Traum vom autarken Leben tatsächlich bedeutet, wird dem Fremden bewußt, wenn er den Laden der Pitcairn Cooperative, den einzigen der Insel, betritt. Er ist zweimal die Woche für etwa zwei Stunden geöffnet. Dinge des täglichen Bedarfs, hierzulande nicht der Rede wert, gewinnen in diesem Laden besondere Bedeutung: Wir erfahren, was es heißt, an einem Ort wie Pitcairn Mehl zu haben – das früher mühsam aus der Tarowurzel gewonnen werden mußte –, oder Salz, Gewürze, Zucker, Butter, Fleisch, ganz zu schweigen von den oft nur kleinen Dingen, die ein lebenswürdiges Dasein erst ermöglichen. Zwischen Vegetieren und Leben wird eine Grenzlinie erkennbar, deren Überwindung großen Aufwand erfordert. Für Pitcairns bedeutet es den Transport von Neuseeland über Tausende von Kilometern.

Das Eiland bietet für den Aussteiger von heute wohl keine Basis, abgesehen davon, daß die nach Auckland ausgelagerte Pitcairn-Verwaltung die Erteilung von Aufenthaltsgenehmigungen eher restriktiv handhabt. Dabei könnte Pitcairn, im Licht der beschriebenen nüchternen historischen Fakten, als Aussteigerinsel schlechthin gelten, zumindest als die mit der längsten Tradition. Denn was sonst waren die historischen Meuterer als frühe Vorläufer einer heute alltäglichen, weit verbreiteten Spezies. Für weniger Verfolgte als die Meuterer von der Bounty, bietet die Insel aber wohl zu wenig, gehört doch sehr viel Weltverdrossenheit oder eine Weltanschauung mit Hang zur Selbstkasteiung dazu, wenn ein Außenstehender hier ernsthaft seßhaft werden will.

Pitcairn selbst beherbergt den besten Beweis einer solchen Ausnahmeerscheinung. Es ist die Norwegerin Kari Young. Jahrelang war sie vorher als Funk-Offizier auf einem Frachter gefahren. Die Geschichte von der Meuterei auf der Bounty hatte ihre Phantasie schon als Kind erregt, später dann ihre Abenteuerlust geweckt. Viel mehr als das Romanwissen besaß sie nicht, als sie vor fünfzehn Jahren zum erstenmal ihren Fuß auf die Insel setzte. Sie war fasziniert von der trotz aller Neuerungen einzigartigen, existentiellen Situation am Ende der Welt – so sehr, daß sie nach drei Jahren zurückkam. Sie verliebte sich in einen der Meuterer-Enkel (Brian Young) und blieb. Heute ist sie Mutter von zwei Kindern und versieht im Wechsel mit drei anderen Pitcairnern den Dienst auf der Funkstation.

★

Pitcairn ist die Insel vieler Kuriositäten geblieben. Vielleicht sollte man von Glück reden, daß sich die Natur Pitcairns von eher abweisender Schönheit zeigt. Allein die Landung kann bei der hohen Brandung zu einem gefährlichen Kunststück werden. Und ein Bounty-Museum wird man vergebens suchen. Den Bewohnern haftet auch nichts von Piraten an. Überdies bestätigt die untereinander unverändert gebräuchliche Sprache Pitcairnese die Synthese zweier entfernter Kulturen: Pitcairnese ist die Vermischung von Tahitianisch mit dem Englisch aus der Zeit König Georges III.

Von Interesse für den Soziologen und Anthropologen dürfte sein, daß es trotz nicht zu vermeidender Inzucht keine Anzeichen von Debilität auf der Insel gibt. Dieses Phänomen ref 1932 bereits den Soziologen Harry L. Shapiro aus den USA auf den Plan. Bei seinem Studienaufenthalt auf Pitcairn attestierte er den Inselbewohnern überdurchschnittliche Intelligenz und Gesundheit.

Die Meuterer-Nachfahren sind heute zumeist entschiedene Pitcairner, die mit einem gewissen Stolz ihren *way of life* leben. Dabei beziehen sie ihr Selbstwertgefühl nicht aus der in ihren Augen eher unrühmlichen Geschichte, sondern aus der einen Teil wohl unbewußten Stärke, dem Fortgang der Zeit und den von ihr diktierten Bedingungen enthoben zu sein. Die Hinterlassenschaft der Bounty empfinden sie als Ballast, deren Attraktivität man jedoch gegenüber Fremden gelegentlich zum eigenen Vorteil zu nutzen versteht.

Wie sagte doch Tom Christian, der Inselphilosoph: „Wir wollen mit unserer Vergangenheit nicht unbedingt brechen oder sie verdrängen. Erstaunlich ist eigentlich aber doch, daß es uns gelungen ist, hier zu leben, *obwohl* unsere Vorfahren Meuterer waren."

*Reinhard Stegen ist Filmemacher. Er hat einen Fernsehfilm über die Nachfahren der Bounty-Meuterer gedreht.*